

BATYA GUR

Am Anfang war  
das Wort

Roman



GOLDMANN

BATYA GUR

Am Anfang war das Wort

## *Buch*

Tödliches Wochenende am Institut für Hebräische Literatur der Universität Jerusalem. Nacheinander werden zwei Mitglieder der Fakultät ermordet: Scha'ul Tirosh, Dichter und Leiter des Literaturinstituts, wird erschlagen in seinem Büro aufgefunden. Und Ido Duda'i, ein junger ehrgeiziger Dozent, stirbt beim Tauchen im Meer. Die beiden Männer waren nicht nur in wissenschaftlichen Fragen aneinandergeraten; Scha'ul Tirosh hatte auch ein Auge auf die Frau seines Schülers geworfen. Genug Motive also für eine Auseinandersetzung – doch warum sind die beiden im Tod vereint? Für Michael Ochajon, den Inspektor der Jerusalemer Kriminalpolizei, stellt sich das Institut zunächst als geschlossene Welt dar, harmonisch und erfüllt vom Wohlklang der Poesie. Bis er die ersten falschen Töne vernimmt und in den Gedichten des ermordeten Scha'ul Tirosh den entscheidenden Schlüssel zu finden glaubt...

## *Autorin*

Batya Gur, geboren 1947 in Tel Aviv, arbeitete zunächst als Lehrerin und Journalistin, bevor sie sich mit ihren Ochajon-Romanen internationalen Bestsellerruhm erscrieb. Für *Denn am Sabbat sollst du ruhen* wurde Batya Gur mit dem Deutschen Krimipreis ausgezeichnet. Die Autorin lebt heute mit ihrem Mann, einem Psychoanalytiker, und ihren drei Kindern in Jerusalem.

Weitere Romane von Batya Gur im Goldmann Verlag

Denn am Sabbat sollst du ruhen. Roman (42597)

Als gebundene Ausgabe:

Du sollst nicht begehren, Roman (30470)

**BATYA GUR**  
**Am Anfang war  
das Wort**

Roman

Aus dem Hebräischen  
von Mirjam Pressler

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
**מוות בחוג לספרות**  
bei Keter Publishing House, Jerusalem

*Umwelthinweis:*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.  
Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Der Goldmann Verlag  
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Taschenbuchausgabe 3/97  
Copyright © der Originalausgabe 1991  
by Keter Publishing House, Jerusalem Ltd. Copyright  
© der deutschsprachigen Ausgabe 1995  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Druck: Elsnerdruck, Berlin  
Verlagsnummer: 43600  
AB · Herstellung: Sebastian Strohmaier  
Made in Germany  
ISBN 3-442-43600-1

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

## *Erstes Kapitel*

Weil das Seminar des Fachbereichs von Scha'ul Tirosh geleitet wurde, wurde es sogar von den Medien aufgezeichnet: Im kleinen Saal standen schon die Fernsehkameras und die Mikrofone der Radioleute bereit. Die Kamera erfaßte klar Tiroshs gelassene Haltung, die Hand in der Hosentasche, die roten Schattierungen der Krawatte. Das erste Bild des Films würde ein Close-up seiner Hand sein, die ein Glas Wasser hielt. Er trank einen langen Schluck, dann hob er mit der für ihn so typischen Bewegung die Hand und führte sie zu der glatten, silbernen Haartolle. Dann richtete sich die Kamera auf das alte Buch, das er in seiner Hand hielt, zeigte auch die Manschetten des strahlendweißen Hemdes, die unter dem Ärmel seiner dunklen Anzugjacke hervorschauten, und näherte sich dann dem Namen, der mit goldenen Buchstaben auf dem Einband stand, Chaim Nachman Bialik. Erst danach erfaßte sie den ganzen Tisch.

Flüchtig zeigte sie den gesenkten Kopf Tuwjas, die Hand, die unsichtbare Krümel von der grünen Tischdecke zu nehmen schien, und, im Profil, das junge Gesicht Idos, das zu dem langen, schmalen Gesicht Tiroshs erhoben war.

Dies sei nicht das erste Mal, meinten die Leute des Fachbereichs, Scha'ul Tirosh sei schon immer der Liebling der Medien gewesen.

»Tatsache ist doch«, sagte Aharonowitsch, »daß es wohl niemandem eingefallen wäre, ein Seminar des Fachbereichs Literatur zu filmen, wäre nicht der Name Tirosh damit verbunden.« Er ließ ein verächtliches Schnauben hören. Kalman Aharonowitsch konnte seinen Abscheu vor der

Exzentrik, die allen Handlungen Tirochs eigen war, nicht verbergen, »dieser billigen Theatralik«, wie er es nannte. »Und damit meine ich wirklich *alle* Handlungen«, sagte er und warf einen kritischen und ängstlichen Blick auf Ruchama.

Die Kameraleute, die Techniker und die Redaktion der Abteilung Literatur beim Rundfunk, Journalisten und Fernsehleute, derentwegen Ruchama ihren festen Platz in der ersten Reihe gegen einen auf der rechten Seite hatte räumen müssen – alle waren da, bei diesem letzten Fakultätsseminar des Semesters.

Die Mikrofone, die Scheinwerfer, die Fernsehkameras und der Fotograf, der geraume Zeit vor Beginn schon überall herumgehüpft war, hatten eine feierliche Erregung bei ihr wachgerufen, die sie hinter dem gelangweilten, desinteressierten Gesichtsausdruck verbarg, den man von ihr kannte. Das Bild, das Ruchama von ihrem Platz am Rand der zweiten Reihe wahrnahm, unterschied sich von dem der Kamera. Sie mußte sich anstrengen, um die Gruppe der Dozenten über die Locken Dawidows hinweg zu sehen. Dawidow war der Redakteur der Fernsehsendung »Die Welt der Bücher«, einer Sendung, die die Herzen aller werdenden Dichter und Schriftsteller bewegte.

Die Anwesenheit Dawidows erregte auch Tiroch, der im Jahr zuvor während eines Interviews mit ihm in Streit geraten war, nachdem er den ersten Preis für Lyrik bekommen hatte. Er hatte den Mann seither nicht mehr gesehen. Zu Beginn jener Sendung hatte Dawidow Tirochs preisgekröntes Gedicht *Ein anderes Versinken* vorgelesen und den Zuschauern erklärt, dies sei seine »Visitenkarte«; er hatte Tirochs diverse Titel und die Liste seiner Auszeichnungen aufgezählt und erwähnt, daß Professor Tiroch an der

Spitze des Fachbereichs Literatur der Universität in Jerusalem stehe und zugleich der Patron junger Schriftsteller sei; er hatte eine Ausgabe der »Vierteljahresschrift für zeitgenössische Literatur« gezeigt, deren Herausgeber Tirosh war, und sich dann in dramatischer Weise Tirosh zugewandt und ihn gefragt, was denn die Erklärung für sein Schweigen während der letzten sechs Jahre gewesen sei, eine Frage, die bislang noch nie jemand offen zu stellen gewagt hatte.

Eine Szene aus dieser Sendung stand Ruchama jetzt wieder deutlich vor Augen, während Dawidows wirre Locken sie von Zeit zu Zeit zwangen, sich auf ihrem Stuhl zu bewegen, um die lange Gestalt, die das Buch hielt, besser sehen zu können: Dawidow, der die Hand auf die vier dünnen, berühmten Gedichtbände legt, die auf dem Tisch verteilt sind, und fragt, wie es kommt, daß ein Dichter, der sich den Weg bereits gebahnt hat, der seinen Stil gefunden hat, der sozusagen der geistige Vater aller nach ihm geschriebenen Lyrik geworden sei – wie es also geschehen konnte, fragt Dawidow, daß dieser Dichter in den letzten Jahren kein einziges neues Gedicht veröffentlicht hat, abgesehen von einigen politischen Protestgedichten, fügt er noch mit einem Achselzucken hinzu, das seine Haltung diesen Gedichten gegenüber ausdrückt.

Ruchama erinnerte sich gut an das lange Interview, das sich zu einem regelrechten Wortduell zwischen beiden entwickelte. Und als sie vorhin, vor dem Abendseminar, Dawidow neben dem Fotografen hatte stehen sehen, hatte sie sofort ein Gefühl der Spannung empfunden. Jetzt betrachtete sie konzentriert Tiroshs Gesicht über der grünen Decke und dem Wasserkrug, eine Dekoration, die sie an Kulturabende im Speisesaal des Kibbuz erinnerte, und sie



bemerkte den gespannten Ausdruck, den sie inzwischen so gut kannte, diese Mischung aus Erregung und Theatralik, und obwohl sie von ihrem weit entfernten Platz seine Augen nicht genau sah, konnte sie sich das grüne Blitzen in ihnen gut vorstellen.

Als sich Tirosh erhob, um seine Worte zu unterstreichen, sah auch sie die Bewegung seiner Hand zu der silbernen Haartolle, dann seinen lockeren Griff nach dem Buch. Tuwjas Gesicht konnte sie anfangs nicht sehen, zwischen ihm und ihr bewegten sich der Fotograf und der Tontechniker des Rundfunks, der zum hundertsten Mal das Aufnahmegerät kontrollierte.

Später, als sie gezwungen war, sich den kurzen Film anzuschauen, konnte sie die Tränen nicht zurückhalten, als sie sah, wie genau und klar die Kamera die Kultiviertheit Scha'ul Tiroshs erfaßt hatte, seine betont gelassene Haltung, die Hand in der Tasche und die roten Schattierungen seiner Krawatte, die sich gegen den strahlendweißen Hintergrund seines Hemdes abhob und die er vermutlich ausgewählt hatte, um eine gewisse Harmonie zu dem strahlenden Rot der Nelke herzustellen, die sein Jackett zierte.

Immer hatte Ruchama Konzentrationsschwierigkeiten, vor allem, wenn Tirosh der Vortragende war, doch es gelang ihr, seine einführenden Sätze aufzunehmen: »Meine verehrten Damen und Herren, unser letztes Seminar in diesem Jahr gilt dem Thema ›Ein gutes Gedicht, ein schlechtes Gedicht‹. Ich spüre durchaus das Aufkommen einer gewissen Erregung bei der Vorstellung, es könne – theoretisch – die Möglichkeit geben, heute, an diesem Abend, klare, eindeutige Kriterien dafür zu finden, was an einem Gedicht gut und was schlecht ist. Doch ich muß Sie warnen, ich bezweifle, daß wir zu einer Übereinstimmung kommen. Ich

bin neugierig, welchen Standpunkt meine Kollegen einnehmen, die hier bei uns sind, ich bin neugierig und zugleich skeptisch.« Die Kamera hatte auch den ironischen, amüsierten Blick aufgefangen, mit dem er aus seiner Höhe das Gesicht Tuwjas streifte, und dann den forschenden Blick, mit dem er Ido Duda'i musterte, der mit gesenktem Kopf dasaß.

Ruchama verlor den Faden. Es gelang ihr nicht, die folgenden Worte im Zusammenhang zu verstehen, doch sie bemühte sich auch nicht darum. Sie gab sich der Stimme hin, der weichen Melodie.

Im Saal herrschte Stille. Die zu spät Gekommenen standen an der Tür, und alle Augen waren auf ihn gerichtet, auf Scha'ul Tirosh. Da und dort war ein erregtes Lächeln zu bemerken, vor allem auf den Lippen weiblicher Zuhörer. Neben Ruchama saß eine junge Frau, die jedes Wort mitschrieb. Als sie aufhörte zu schreiben, bemerkte Ruchama am rhythmischen Klang seiner Stimme, daß Tirosh ein Gedicht las. Ausgerechnet Bialiks Gedicht *Mir ist nichts geschenkt worden*.

Sie hörte den schweren Atem Aharonowitschs hinter ihrem Rücken und das Rascheln der Blätter, die er in der Hand hielt. Sein Füllfederhalter war bereit, mitzuschreiben, während die anderen noch einen Platz suchten. Die Blätter legte er auf seine braune, abgenutzte Ledertasche, die untrennbar mit ihm verbunden war und aussah wie ein alter Schulranzen. Aharonowitsch roch ein wenig säuerlich, und dieser Geruch vermischte sich mit dem Duft des Parfüms seiner Nachbarin Zipi Lev-Ari, seine junge, vielversprechende Assistentin, deren Versuche, alle Spuren ihrer orthodoxen Vergangenheit zu tilgen, vermutlich der Grund für die leuchtenden Farben ihrer Kleidung, für die bunten, wei-

ten Hemden waren, mit denen sie ihre Zugehörigkeit zu einer Sekte demonstrierte, deretwegen sie sogar ihren Namen geändert hatte.

Auf der linken Seite entdeckte Ruchama Sarah Amir, die älteste Professorin und eine der Grundsäulen des Fachbereichs, der es auch heute abend nicht gelang, den Eindruck einer Hausfrau zu vermeiden. Obwohl sie ihr bestes Kleid aus geblümter Seide angezogen hatte, das ihre prallen Oberschenkel eng umschloß und an ihrem faltigen Hals einen braunen Kragen hatte, verschwand der Geruch nach Hühnersuppe nicht, der immer hinter ihr herwehte und der jeden, der sie nicht kannte, überraschte, wenn er ihre intelligenten Kommentare hörte, die sie immer und zu jedem Thema von sich gab.

»Ich habe Bialiks Gedicht unter anderem deshalb vorgelesen, um die Frage zu stellen, ob ein Werk wie dieses noch immer ästhetischen Kriterien genügt. Irren wir uns vielleicht, wenn wir ganz selbstverständlich davon ausgehen, daß ein Gedicht grundsätzlich auf authentische Weise dem Schaffensprozeß Gestalt gibt? Ist seine Authentizität, wie sie sich darstellt, Teil seiner Qualität? Ist das Bild des Steinhauens, das wir alle als metaphorisch betrachten, wirklich authentisch?« sagte Tirosh und nahm einen langen Schluck aus seinem Glas mit Wasser, bevor er das Wort »authentisch« betonte. Im Saal war schon ein leises Murmeln zu hören.

Die Leute sahen einander an und lehnten sich in ihren gepolsterten Stühlen zurück. Dawidow gab, wie Ruchama bemerkte, dem Fotografen ein Zeichen, und dieser richtete die Kamera auf das Publikum. Hinter sich hörte sie das Kratzen des Füllers: Aharonowitsch machte begeistert Notizen. Die schmalen Augenbrauen Sarah Amirs hoben sich,

und eine Falte erschien über ihrer Nasenwurzel. Die Studentin zu ihrer Linken schrieb eifrig. Ruchama selbst verstand die Aufregung nicht, doch das war nichts Neues. Noch nie hatte sie die leidenschaftlichen Reaktionen der Fakultätsmitglieder und ihren Anhängern auf derartige Fragen verstanden.

Dr. Schulamit Zelermaier, die gegenüber von Ruchama in der ersten Reihe des Halbkreises saß, hatte schon bei den ersten Worten zu lächeln begonnen, ein halbes Lächeln. Sie hatte, wie üblich, das Kinn aufgestützt, der Ellenbogen ruhte auf dem Knie. Ihre ungekämmten grauen Locken ließen sie bedrohlicher und männlicher aussehen als sonst, trotz des femininen Kostüms, das sie trug. Sie wandte den Kopf nach rechts, und ihre Brillengläser blitzten im Licht der Neonlampen.

»Ich wollte eine Diskussion über ein Gedicht entfachen, dessen kanonische Bedeutung niemals in Frage gestellt wurde«, fuhr Tirosh fort – und wieder wurde im Publikum gelächelt – »denn es wird Zeit«, – er zog die Hand aus der Tasche und schaute Dawidow direkt an – »daß in den Seminaren des Fachbereichs offen über umstrittene Themen diskutiert wird, Themen, die wir nicht anschneiden, weil wir Angst haben. Wir vermeiden es, sie nach objektiven theoretischen Kriterien zu beurteilen, denn oft haben sie keinen wirklichen Inhalt und vertreiben häufig genug unsere besten Studenten gähnend aus diesem Saal.« Die junge Frau neben Ruchama schrieb noch immer jedes Wort mit.

Wieder vergaß Ruchama, auf die Worte zu achten, sondern lauschte nur der Stimme, die sie mit ihrem weichen Klang einhüllte, mit ihrer Musikalität, ihrer Süße. Es gibt Dinge, dachte sie, die eine Kamera oder ein Aufnahmegerät nie im Leben festhalten können.

Solange sie ihn kannte, seit zehn Jahren, verzauberte sie die Stimme dieses Mannes, des Literaturtheoretikers und Kritikers, Mitglied der berühmtesten Akademie der Welt und »einer der größten zeitgenössischen Dichter Israels«, wie die Meinung der Literaturkritiker seit Jahren in seltener Übereinstimmung lautete.

Wieder hatte sie den Impuls, aufzustehen und öffentlich zu verkünden, daß dieser Mann ihr gehörte, daß sie vorhin aus seinem Bett gestiegen war, in seinem gewölbten, dämmrigen Schlafzimmer, daß sie die Frau war, mit der er gegessen und getrunken hatte, bevor er hierhergekommen war.

Sie blickte sich um, betrachtete die Gesichter der Leute. Der Saal war in das gleißende Licht der Scheinwerfer getaucht.

»Ich werde über Bialik sprechen. Das wird sie wachrütteln«, hatte sie ihn vorhin mehr zu sich selbst sagen hören, als er seine Einführung vorbereitete. »Niemand wird auf die Idee kommen, daß ein solcher Abend ausgerechnet mit Bialik eröffnet wird, und der Überraschungseffekt ist die Hauptsache. Sie glauben, daß ich ein zeitgenössisches Gedicht lesen werde, aber ich werde ihnen beweisen, daß auch Bialik überraschen kann.«

Stürmischer Beifall war im Saal zu hören, als er seinen Vortrag beendet hatte. Sie konnte sich ja später die Aufnahme im Radio anhören, beruhigte Ruchama sich selbst, als ihr klar wurde, daß die Einführung zu Ende gegangen war, während sie in Gedanken die Bilder dieses Nachmittags an sich hatte vorbeiziehen lassen, und die eines anderen Nachmittags, und die von der Nacht letzte Woche, und die Bilder ihrer gemeinsamen Reise nach Italien. Sie hatte daran gedacht, daß es nächste Woche drei Jahre sein würden, die sie zusammen waren, drei Jahre waren vergangen, seit er sie

zum ersten Mal im Fahrstuhl des Hauses Maiersdorf geküßt hatte und ihr dann in seinem Büro gesagt hatte, daß er trotz der vielen Frauen in seinem Leben immer nur sie gewollt habe, jedoch nicht geglaubt hatte, daß sie sich für ihn interessiere. Ihre stadtbekanntere Reserviertheit habe ihn von dem Versuch abgehalten, bis zu ihr durchzudringen. Er habe auch angenommen, ihre Zuneigung zu Tuvja mache sie unerreichbar.

Wieder sah sie verträumt auf seine Hand, die das offene Buch hielt, auf seine langen, braunen Finger. Der Chamsin, der heiße Wind aus der Wüste, der an diesem Abend schwer und trocken über Jerusalem hing, so wie es nur hier möglich war, hatte ihn nicht davon abgehalten, wie immer einen dunklen Anzug anzuziehen. Und natürlich trug er in der Brusttasche die übliche rote Nelke, die ihm, zusammen mit dem Anzug und der silbernen Haartolle, dieses europäische, kosmopolitische Aussehen verlieh, das so viele Frauen erobert hatte und ihn zu einer Legende hatte werden lassen.

»Wer wäscht ihm die Hemden?« hatte Ruchama einmal eine Studentin fragen hören, die zusammen mit anderen in einer langen Schlange vor seinem Zimmer auf den Beginn der Sprechstunde wartete. »Wie schafft es ein Mann, der allein lebt, so auszusehen?« fragte sie, als er an den Studenten vorbei in seinem Zimmer verschwunden war. Ruchama hatte die Antwort nicht mehr gehört, denn sie war hinter ihm hergeeilt, um den Schlüssel, den Schlüssel zu seiner Wohnung, zu holen, wo sie auf ihn warten würde, wenn seine Sprechstunde vorüber war.

Nie hatte irgendeiner seiner Studenten gewagt, ihm irgendeine persönliche Frage zu stellen. Sogar sie wußte die Antworten auf solche Fragen nicht, obwohl sie, ebenso wie die wenigen anderen, denen es gestattet war, in seine Privat-

räume vorzudringen, wie zum Beispiel Tuwja, wußte, daß er die roten Nelken in dem kleinen Kühlschranks aufbewahrte, jede Blüte einzeln mit einer Sicherheitsnadel versehen, fix und fertig zum Anstecken.

Seine Aufmerksamkeit für kleine Details entzückte sie. Jedesmal wenn sie in seiner Wohnung war, öffnete sie schnell seinen Kühlschrank, um zu sehen, ob sie noch immer da waren, die roten Nelken in der durchsichtigen Vase. Nie sah sie andere Blumen in seiner Wohnung, er besaß noch nicht einmal eine zweite Vase. Ihre Frage, ob er Blumen liebe, hatte er verneint. »Nur künstliche«, hatte er gesagt und gelächelt, »oder ganz lebendige, wie dich zum Beispiel.« Jede weitere Frage verhinderte er mit einem Kuß. Die wenigen Male, die sie gewagt hatte, ihn direkt auf sein theatralisches Benehmen anzusprechen, auf seine Art, sich zu kleiden, die Nelken, die Krawatte, die Manschetten, das weiße Hemd, bekam sie keine ernsthafte Antwort. Immer machte er einen Scherz oder fragte sie, ob sie seine Erscheinung nicht möge, und nur einmal sagte er explizit, er habe aus Spaß damit angefangen, eine Nelke zu tragen, und betrachte es heute als eine Art Verpflichtung gegenüber seinem Publikum.

Tiroschs Akzent verriet nicht, daß er nicht in Israel geboren war. »Geboren in Prag« stand im Klappentext seiner Bücher, von wo er vor fünfunddreißig Jahren nach Israel emigriert war. Er erzählte ihr von Prag, »der schönsten Hauptstadt Europas«. Nach dem Krieg war er mit seinen Eltern nach Wien gegangen. Über den Krieg sprach er nie. Er erzählte niemandem, wie sie die Nazis überlebt hatten, er und seine Eltern, noch nicht einmal, wie alt er gewesen war, als sie Prag verlassen hatten. Nur über die Zeit davor oder danach war er bereit zu sprechen. Von seinen Eltern hatte er

einmal gesagt: »Sie waren sensible und geistvolle Menschen, die noch nicht einmal den Umzug nach Wien überlebt haben, edle Seelen.« In ihrer Vorstellung sah sie eine schlaksige, dunkle Frau, seine Mutter, mit knisternden Seidenkleidern, die sich über die Silhouette eines Kindes beugte. Tirosh als Kind konnte sie sich nicht richtig vorstellen, nur als eine verkleinerte Ausgabe, als eine Miniatur seiner heutigen Erscheinung. Sie sah ihn vor sich, wie er auf englischem Rasen zwischen duftenden Blumen spielte. (Sie selbst war nie in Prag gewesen, auch nicht in Wien.) Von seiner Kindheit erzählte er nur einige wenige Einzelheiten. In einer der seltenen Minuten von Offenheit, als sie sich über seine Reinlichkeit und zwanghafte Ordnung wunderte, erwähnte er »eine Reihe junger Kindermädchen, die man Fräulein nannte, Gouvernanten, weißt du, wie in Büchern. Sie haben mich eigentlich aufgezogen, und ihnen habe ich es vermutlich zu verdanken, daß ich bis heute nicht geheiratet habe.«

Er war erst zwanzig gewesen, als er nach Israel kam, und niemand erinnerte sich, ihn je anders gekleidet gesehen zu haben.

»Und was macht er bei der Armee?« hatte Aharonowitsch einmal Tuwja gefragt, noch nicht einmal spöttisch, sondern in einer Art säuerlichen Erstaunens. »Wie schafft er es bei der Armee, sich so zu kleiden? Und ich meine nicht nur seine Kleidung, sondern auch seine ausgefallenen Eßgewohnheiten. Angeblich trinkt er Weißwein zum Essen und am Abend Brandy aus einem ganz bestimmten Glas. Ich frage mich bloß, warum eine so bedeutende Persönlichkeit uns, die Provinzler, mit seiner Anwesenheit beehrt, statt die große Welt in einer echten Metropole, Paris zum Beispiel.« Ruchama erinnerte sich sogar, wie geräuschvoll Aharo-



nowitsch seinen Kaffee geschlürft hatte, bevor er lächelnd weitersprach: »Andererseits, an einem Ort wie Paris hätte man nicht jedes Niesen und jedes Gähnen bemerkt, das der Herr von sich zu geben geruht, während in unserem winzigen Land, wie der Dichter sagt, ein Mann leichter zur Legende wird. Die Presse berichtet immer prompt über jeden Besuch des Herrn Tirosh in irgendeinem Salon.« Tuwja war damals Student, kurz vor seinem Abschluß als Bachelor of Arts, er war noch nicht Tiroshs Assistent und hatte noch keine besondere Beziehung zu ihm.

»Dieser Mann ist eine fremde Pflanze in unserer Landschaft«, hatte Aharonowitsch behauptet, und Ruchama erinnerte sich, daß sie ein Lächeln unterdrücken mußte, »obgleich er sich einen hebräischen Namen zugelegt hat. Scha'ul Tirosh! Ich frage mich, ob sich jemand an seinen ursprünglichen Namen erinnert. jedenfalls bin ich sicher, daß er sich nur ungern an ihn erinnert: Pavel Czasni. Wußtest du das?« Mit roten, zusammengekniffenen Augen hatte er sich zu Tuwja umgedreht. Damals hatten die anderen noch nicht aufgehört, in Tuwjas Anwesenheit über Tirosh zu sprechen, und verhielten sich ihm gegenüber noch nicht so, als leide er an irgendeiner geheimnisvollen Krankheit.

»Pavel Czasni«, hatte Aharonowitsch mit unverhohlenen Vergnügen weitergesprochen, »so hieß er ursprünglich, obgleich ich nicht annehme, daß er gern daran denkt. Ich glaube, er ist überzeugt, daß sich keine Menschenseele mehr daran erinnert. Diejenigen, die Bescheid wissen, sagen, es sei seine erste Handlung hier im Land gewesen, seinen Namen zu ändern.«

Ruchama hatte das, was Aharonowitsch sagte, nie ernst nehmen können, immer mußte sie ein Lächeln unterdrücken. Sie konnte sich nicht entscheiden, ob seine Art zu

sprechen Teil einer Inszenierung war oder ob er nicht wußte, daß es eine andere Art der Kommunikation gab. Besonders amüsierte sie die Art, wie er Wörter wie zum Beispiel »obgleich« oder »andrerseits« mit seinem ashkenasischen Akzent aussprach.

Schon damals hatte Tujwa gesagt: »Was macht das schon? Warum kümmert ihr euch um solche unwichtigen Einzelheiten? Wichtig ist doch nur, daß dieser Mann ein großer Dichter ist, daß er über Bildung und Wissen verfügt wie keiner von uns. Er ist der brillianteste Lehrer, den ich je hatte, ein Mann, der absolut zwischen gut und schlecht unterscheiden kann. Angenommen, er hatte es nötig, sich zu einer Legende hochzustilisieren: Was stört euch das?« So hatte Tujwa damals gesprochen, mit derselben Gradlinigkeit und Einfachheit, die für ihn so typisch waren, bevor ein großer, dunkler Schatten auf seine Welt fiel und er seinen Weg verlor.

Damals, als dieses Gespräch stattfand, hatte Tujwa Aharonowitsch noch gemocht und ihm so vertraut, daß er zu seinem engeren Bekanntenkreis gehört hatte und er ihn oft zu sich nach Hause einlud. »Stimmt, stimmt, ich gebe es zu«, antwortete Aharonowitsch, »aber da gibt's auch noch ein paar andere Sachen. Ich ertrage es nicht, wie die Frauen ihm nachlaufen, vor ihm auf die Knie fallen, wie sie seinem Charme erliegen, ich ertrage ihre hypnotisierten Blicke nicht, wenn er sie anschaut.« Mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu: »Es stimmt, dieser Mann kann zwischen einem guten und einem schlechten Gedicht unterscheiden, es stimmt auch, daß er der geistige Vater und der Beschützer junger Dichter ist – aber, mein Freund, vergiß nicht: Nur wenn sie ihm gefallen, nur dann. Wenn sie ihm nicht gefallen – dann gnade ihnen Gott. Wenn Tirosh einen Dichter

›mittelmäßig‹ nennt, dann sollte dieser sich in Sack und Asche kleiden und sein Glück anderswo suchen. Einmal habe ich mitbekommen, wie dieser edle Mensch einen demütigen Bittsteller ohne Gnade abgewiesen hat. Mit unbewegtem Gesicht und steinernen Augen hat er verkündet: Junger Mann, das ist es nicht. Sie sind kein Dichter, und Sie werden vermutlich nie einer sein.« Ich frage euch: Woher weiß Tirosh das? Ist er ein Prophet?« Er wandte sich an Tuwja, seine Augen wurden noch röter, und seine Spucke sprühte bis zu Ruchama, als er rief: »Du wirst nicht drauf kommen, um wen es sich gehandelt hat.« Dann nannte er den Namen eines ziemlich bekannten Dichters, dessen Gedichte Tuwja nie besonders beeindruckt hatten.

»Dann war da noch die Geschichte mit dem Sonett, kennst du sie?« Aharonowitsch wartete die Antwort nicht ab, es war unmöglich, ihn zu bremsen.

»Nachdem Jecheskels erstes Buch erschienen war, hat man ihm zu Ehren zu einer literarischen Veranstaltung im Keller von ›Habima‹ in Tel Aviv eingeladen. Es wurden Gedichte von ihm gelesen, Reden gehalten, und dann gingen wir alle in ein Café, natürlich in das, das gerade in Mode war, wo die Dichter zu sitzen pflegten. Wir waren eine große Gruppe, auch Dichter, ich könnte euch den Namen eines Dichters nennen, dessen Gedichte Jecheskel sehr bewundert.«

»Wer?« fragte Tuwja.

»Wer schon? Der Herr, von dem wir sprechen und den du verehrst, Tirosh. Also, Jecheskel war der glücklichste Mensch auf Erden. Aber ein Mann wie unser Freund ist keiner, der einen anderen glücklich sehen und dabei den Mund halten kann, und schließlich sagt er immer die Wahrheit, das hat er sich sozusagen auf die Fahne geschrieben,

und für ein Glas Kognak verkaufte er Jecheskels Erstgeburtsrecht und schrieb in kürzester Zeit zwei perfekte Sonette, erst eins und dann noch eins, und das alles nur, um zu beweisen, daß es keine große Sache ist, ein Sonett zu schreiben.«

»Einfach so, auf der Stelle?« fragte Tujwa mit unverhülltem Staunen.

»Ja, auf der Stelle, nachdem er laut Jecheskels Sonett vorgelesen hatte, mit diesem berühmten Lächeln. Und nachdem er gelächelt hatte, verkündete er: ›Für ein Glas Kognak schreibe ich ein perfektes Sonett, wie dieses, in fünf Minuten. Ja!‹ Und die Leute um ihn herum lächelten ebenfalls, und er schrieb zwei Sonette, und zwar nicht in fünf Minuten, sondern in zwei, nach allen Regeln der Kunst, und alle wußten, daß sie nicht schlechter waren als Jecheskels. Kannst du dir das vorstellen? Und wozu? Um die Leute zu beeindrucken, die er selbst ›Dichterchen‹ nennt?«

Aharonowitsch hatte Ruchama angeschaut, die es nicht schaffte, ein erschüttertes Gesicht zu machen, dann wandte er sich wieder an Tujwa und fragte: »Bist du noch immer überzeugt, daß er deine Wertschätzung verdient? Das ist doch pure Dekadenz.«

Tujwa seufzte tief und erklärte, was für ihn zähle, das sei die andere Seite der Münze: Tiroschs offensichtlicher Mut, sein Mut, sich eine Blöße zu geben. Sein Mut, bei Vorlesungen immer seine Meinung zu sagen, sein Mut, laut auszusprechen, daß der Kaiser gar keine Kleider anhat, und für seine Kurse Themen auszuwählen, bei denen andere allein bei dem Gedanken daran erbleichen würden. »Und die Tatsache, daß seine Kurse immer randvoll sind und daß er immer einen originellen Blick auf die Dinge hat, einen neuen, anderen. Diese Dinge darf man einfach nicht verges-